

Intro

Irgendwo, im Süden dieser Welt

Bushra al-Maktari

In meinen Träumen schweigt der Krieg. Keine Bomben, keine Luftangriffe, kein Tod, kein Hunger, keine Angst, kein Hass. Aber tauche ich aus meiner Traumwelt wieder auf, wütet er ununterbrochen, so wie seit seinem Ausbruch vor fast fünf Jahren: Luftangriffe lassen den Nachthimmel über Sanaa taghell aufleuchten, die Sirenen der Rettungswagen zerreißen die Stille der Nacht. Was soll ich schreiben in Zeiten wie diesen?

Lange schon ist der Krieg durch die Jahre gewandert, bis er schließlich auch bei uns ankam. So ein Krieg bricht schließlich nicht überraschend aus, sondern er nimmt sich viel Zeit. Eine volle Geschichtsumdrehung. Jahre, Jahrzehnte sogar brauchte er, um plötzlich vor unserer Tür zu stehen. Ich erinnere mich noch genau daran, wie sein scheußliches Haupt unverkennbar auf uns zutrieb. Es war in den ersten Märzwochen des Jahres 2015. Wir sahen nicht richtig hin. Oder vielleicht sahen wir hin, wussten aber nicht, dass wir schon die Vorboten des Krieges sahen. Zwar waren auf den Straßen Huthi-Milizen zu beobachten. Doch verglichen mit dem einige Monate zuvor erfolgten »Fall von Sanaa« war die Situation überschaubar.^[1] Nach Einbruch der Dunkelheit rollten Panzerwagen an und mit ihnen kamen die Kämpfer, Clan-Mitglieder in Armeekleidung. Diese Truppen bewegten sich auf denselben Landstraßen vorwärts, über die auch der Verkehr mit all den Pendlern lief. Ich weiß noch, dass ich die Militärlaster über die Landstraße von Sanaa nach Aden rollen sah. Langsam schoben sie sich über den Berggrat vorwärts und blockierten den zivilen Verkehr. Sie trugen Panzer, die frisch aus der Lagerhalle zu kommen schienen. Dann folgten in langer Reihe Raketenwerfer und Maschinengewehre, bewacht von erschöpften Soldaten. Und wieder Militärlaster und auf ihren Rücken noch mehr zusammengepferchte Soldaten. Manche von ihnen grinsten die bürgerlichen Peugeot-Fahrer dämlich an. Und schließlich die Wagen der Militärpolizei. Sie eskortierten die Armee auf ihrem Weg in den Süden des Jemens.

In der zweiten Märzwoche war ich in Aden. Bomben ließen die Stadt von ihren Rändern her erzittern, Huthi-Milizen schossen auf den Präsidentenpalast im Viertel Ma'aschiq,^[2] Militärpanzer rollten über die Hauptstraßen. Bei den Bewohnern Adens weckten die Kanonenschüsse bittere Erinnerungen an den Krieg im Sommer^[3] 1994. Sie ahnten noch nicht, dass ein neuer, viel blutigerer Krieg sie erwartete. Am 23. März 2015 war klar, dass er vor der Tür stand. Diplomaten und international tätige Angestellte verließen Sanaa. Ausländische Botschaften schlossen und evakuierten ihre Staatsangehörigen. Ebenso verließen die jemenitischen Parteispitzen mit ihren Familien das Land. Von einigen verabschiedete ich mich noch persönlich. Voller Zuversicht, dass wir uns bald wiedersehen würden. Ich war überrascht, dass

sie, die den Krieg schon witterten, es vorzogen, sich ins Ausland abzusetzen – und die Menschen ihrem Schicksal zu überlassen.

Damals war ich der festen Überzeugung, dass uns die zivilisierte Welt nicht einfach dem Irrsinn von Politikern und Kriegsgenerälen zum Fraß vorwerfen würde. Ich dachte, die Welt würde nicht einfach tatenlos zusehen bei all der Zerstörung, die auf uns zukam. Ganz sicher war ich, sie würde einschreiten, diese Welt. Dabei konnte ich gar nicht genau definieren, was sie für mich umriss. Doch ich war sicher, vielleicht schon heute oder morgen, aber spätestens übermorgen würde diese Welt damit aufhören, uns wie Lemminge in den Abgrund rennen zu lassen.

Plötzlich durchbrachen die Kampfjets der Militärkoalition^[4] den Himmel von Sanaa. Am Donnerstag, den 26. März, nachts um zwei Uhr wurde der Krieg Wirklichkeit. Besonders eingepägt hat sich mir nicht etwa das Dröhnen der Explosionen oder der unheimliche Lärm der Kampfjets, als sie die Schallmauer durchbrachen. Nicht die Lärmkulisse des Krieges, die uns mittlerweile fast schon vertraut ist. Vielmehr war es mein Erschrecken über die plötzliche Gegenwart des Krieges und über das schlagartige Zusammenbrechen allen normalen Lebens. Mit einem Mal war er da, der Krieg. Mit einem Mal war sie da, die erniedrigende Schmach des Hungerns. Die große Enttäuschung unserer Generation, als die Generäle beschlossen, in den Krieg zu ziehen. Als sie beschlossen, die Bevölkerung in zwei verfeindete Lager zu teilen und die meisten von uns zu Opfern zu machen. Zu stimmlosen Wesen.

...

Ich habe nicht vor, hier die politischen Fakten des Krieges aufzuführen. Vielmehr finde ich es angemessener, im Vorwort dieses Buches die Eindrücke vom Leben im Krieg zu beschreiben, die sich mir am stärksten eingepägt haben. Als Versuch eines Resümees dessen, was ich sah und verinnerlichte. Eine Auswahl an Bildern, die das schrittweise Verschwinden allen normalen Lebens zeigen. Bilder des Krieges. Eine Darstellung meiner Welt, in der Warlords jeglichen Patriotismus, alle Souveränität und die nationale Einheit unter ihren schweren Springerstiefeln zertrampelt haben. Nur wie könnte ich unser Leben im Schatten dieses Krieges beschreiben, eines Krieges, der alles vereinnahmt?

Eines weiß ich gewiss: Der Krieg hat uns zurückgeworfen in vorzivilisatorische Zeiten. In sämtlichen Städten ist der Strom ausgefallen.^[5] Wie einst unsere Großeltern tasten wir uns im Schein von Kerzen und Gaslampen durch die Dunkelheit. Als sämtliche Gasvorräte aufgebraucht waren, begannen wir, Bäume zu roden, als Brennholz für die Öfen. Trinkwasser gibt es vielerorts auch keines mehr. Alltäglich wurde der Anblick von Kindern und alten Menschen, die Schlange stehen, um leere Plastikflaschen an Wassertankwagen aufzufüllen, die irgendein Wohltäter gespendet hat. Wo immer das Auge hinblickt, herrscht Armut: Menschen, die ihre Arbeit und ihren Lebensunterhalt^[6] verloren haben. Menschen, die so verarmt sind, dass sie nicht einmal mehr nach dem Sinn dieses Krieges fragen, der sie derartig entseelt hat. Frauen und Kinder ernähren sich von Abfällen. Familien schlafen unter freiem Himmel, weltvergessene Vertriebene leben in elenden Flüchtlingslagern am Rand der Städte. Die Menschen wurden ihrer Bürgerrechte beraubt. Von den verschiedenen Kriegsparteien und Staaten, die im Jemen militärisch agieren, werden sie belagert. Und seitdem die Spitze der saudischen Militärkoalition sämtliche Meereszugänge, Landwege und den nationalen Luftraum abgeriegelt hat, sitzen Tausende jemenitische Staatsbürger im Ausland fest. Dass diese Militärkoalition den Internationalen Flughafen Aden mittlerweile wieder geöffnet hat, bedeutet längst kein Ende der Blockade. Auch jetzt noch dürfen

Passagierflugzeuge den jemenitischen Luftraum nur mit einer Genehmigung der Koalitionsspitze verlassen. Freunde berichten mir von schweren Demütigungen, die sie am Flughafen von Bisha^[7] über sich ergehen lassen mussten. Polizeihunde durchschnüffelten ihr Gepäck, als seien sie Verbrecher. Ihre Bürgerrechte wurden von einer anderen Staatsmacht missachtet. Im August 2016 schloss die Militärkoalition auch noch den Flughafen von Sanaa, was die Blockadesituation weiter verschärfte.

Inmitten dieses großen Elends, in dem wir leben, entstand zeitgleich eine völlig andere Welt: neue Villen mit Betonschutzwällen, die sich über mehrere Straßenzüge erstrecken. Protzige Hochhäuser funkeln in staubigen Nebengassen. Nagelneue Tankstellen, Wechselstuben, private Krankenhäuser und Schulen^[8] – alles aus geplünderten Staatseinnahmen finanziert. Dies ist die Welt der neuen Kriegsreichen, der Kriegsgewinnler, der Schwarzmarktrogeln, der Anverwandten von Huthi-Milizen und von Ex-Präsident Ali Abdullah Salih. Dies ist die Welt der Machthaber. Von uns unbemerkt ist die glamouröse Welt des Krieges emporgewachsen. Mittlerweile hat sie sich sogar auf Metropolen im Ausland ausgeweitet. Zum Beispiel nach Riad, wo ein Großteil der Minister der offiziellen Regierung lebt sowie ihre Botschafter und Stellvertreter. Eliten, die sich auf Kosten der Millionen von hungernden Menschen im Jemen bereichern. Genau daher ist ihnen so viel daran gelegen, dass dieser Krieg möglichst lange andauert. Ebenso wie denen, die sie bekämpfen.

Sie alle leben in einer anderen Zeit. Einer Zeit, die außerhalb der Zeit derer liegt, die täglich bei Luftangriffen, durch Granaten und Minen ums Leben kommen. Außerhalb der Zeit derer, die in dunklen Gefängniszellen sterben oder einfach verschwinden, weil ihre Mörder all ihre Spuren verwischen. Sie leben außerhalb der Zeit derer, die vor Hunger sterben oder an Pest und Cholera^[9] zugrunde gehen. Sie leben außerhalb der Zeit derer, denen der Krieg all ihre Träume nahm. Genau dies aber ist *unsere* Zeit. Dies ist die Zeit, in der *unser* Leben stattfindet. Wir leben in dem steten Bewusstsein, von für uns unsichtbaren Kräften beherrscht zu sein, deren Gesetzmäßigkeiten nur uns allein determinieren. Immer sind es die kleinen Leute, die den Preis für einen Krieg zahlen müssen. Dies ist ein sinnloser Krieg, und wir sind mittendrin.

Einmal, im April des ersten Kriegsjahres, war ich gerade mit meinem Mann unterwegs zum Damran-Einkaufszentrum. Es war ungefähr vier Uhr am Nachmittag. Der Krieg war noch ganz frisch auf den Straßen der Stadt. Die Geschäfte waren geschlossen, die Tankstellen, vor denen in Schlangen Autos parkten, waren außer Betrieb. Kriegsflugzeuge warfen Bomben über verschiedenen Vierteln von Sanaa ab. Obwohl sie nah klangen, ignorierte ich das Dröhnen der Explosionen. Als aber plötzlich der Berg Attan^[10] und das Damran-Einkaufszentrum von Rauch umgeben waren, traf mich die Erkenntnis bis ins Mark: Dies ist Krieg. Natürlich kam es auch später immer wieder zu solchen Momenten; bei Luftangriffen oder beim Granatenbeschuss durch die Huthi. Aber die stärkste Erinnerung habe ich an diesen Moment am Berg Attan. Vielleicht liegt es daran, weil mir kurz danach mein Freund Mohammad al-Yemeni,^[11] der dieses Bombardement mit Fotos dokumentierte, vorwurfsvoll schrieb: »Was gehst du denn auch zum Berg Attan! Du hättest sterben können!« Einige Monate später starb er selbst, durch eine

Patrone der Huthi. Mit der Zeit wurde die Liste der Todesopfer in meinem Umfeld immer länger und länger: Nachbarn, Freunde, Verwandte, Eltern – alle Zivilisten, alle sinnlos getötet.

...

Jetzt schreibe ich wieder im Kerzenschein, wie damals, zu Kriegsbeginn. Das Dröhnen der Explosionen schwillt an, die Fenster meiner Wohnung klirren. Wieder zerspringt unsere Qamariyya, das typisch jemenitische bunte Mosaikfenster, das wir doch erst kürzlich nach einem Luftangriff der Militärkoalition repariert hatten. Die Explosionen, die die Menschen aus ihrem Schlaf reißen – und nicht selten aus ihrem Leben –, bilden den Soundtrack meines Schreibens über die Opfer des Krieges. Als wäre die Zeit stehen geblieben, seit ich begonnen habe, an diesem Buch zu schreiben, um als Hinterbliebene Zeugnis über die Kriegsoffer abzulegen.

Ich tauche ein und erinnere mich an den Gestank verkohlter Menschenhaut, an die Reste verbrannter Haare auf dem staubigen Boden des Fabrikgeländes nach einem Luftangriff der saudischen Militärkoalition auf die Al-Aqel-Lebensmittelwerke in Sanaa.

Oder an meine Heimatstadt Taizz, wo die Misere besonders eklatant ist. Die Huthi haben eine Blockade über die südjemenitische Stadt verhängt. Allein die Strecke, die ich zurücklegen musste, um überhaupt dort hinzukommen, war eine Qual: Zunächst musste die Stadt einmal komplett umfahren werden, dann ging es über Berge und durch Dörfer im Umland, um endlich in die Stadt hineinzugelangen.

Bereits bei der Stadteinfahrt war der Lärm der Gefechte zwischen Huthi-Milizen und den lokalen Anti-Huthi-Widerstandskämpfern unüberhörbar. Überall registrierte ich Szenen der Zerstörung: zerbombte Häuser, dazwischen Zeltlager, wo diejenigen hausen, die von den Huthi aus ihren Dörfern vertrieben worden sind. Kaum zu ertragen ist die Verzweiflung in den Augen der Menschen, die sich auf die unzugänglichsten Bergpässe zurückgezogen haben, beispielsweise nach Taluq,^[12] um der Blockade zu entfliehen.

Mitten in der Stadt begegneten mir Bewaffnete der Anti-Huthi-Widerstandstruppen, die sich gegenseitig bekämpfen. Den unberechenbar durch die Luft fliegenden Schüssen fallen tagtäglich Unschuldige zum Opfer. Und inmitten dieser düsteren Kulisse vegetieren diejenigen, die von den Mächtigen ignoriert werden.

Zusammen mit meiner Freundin fuhr ich nach al-Hudaida und verbarg mein Gesicht hinter dem traditionellen Gesichtsschleier jemenitischer Frauen. Dorthin zu fahren bedeutet, sich großer Gefahr auszusetzen, weil die Huthi jeden Journalisten von außerhalb gefangen nehmen. Als wir ankamen, erwarteten die Bewohner der Stadt gerade den Einmarsch der Koalitionstruppen.

Die Krankenhäuser quollen über vor Opfern. Zivilisten, die bei den Luftangriffen verwundet worden waren. Mit eigenen Augen konnte ich sehen, was eine Splitterbombe einem armen Fischhändler angetan hatte. Konnte sehen, was Hunger mit den Körpern von Männern, Frauen und Kindern angerichtet hatte, die knochig und ausgemergelt waren. Konnte die Angst in den Augen der Menschen sehen, die eines ungewissen Schicksals harreten. Dutzende von ihnen sollten später unter Folter sterben. Dabei bildet al-Hudaida in diesem Riesengefängnis namens Jemen keine Ausnahme. Das vielleicht größte Leid im Land

verursachen die willkürlichen Festnahmen und das Verschwinden unliebsam gewordener Personen. In Taizz wurden Schulen zu Gefängnissen umfunktioniert, in denen Unschuldige verschwinden und nie zurückkehren.^[13] Aber auch in den südjemenitischen Städten sterben etliche Gefangene in Haft.^[14]

So vieles bliebe zu sagen über den Krieg in diesem Land. Ein Land, das nicht mehr uns, sondern den Kriegsmächten gehört. Was es heißt, fremd im eigenen Land zu sein, habe ich am eigenen Leib erfahren, als uns eine Gruppe Bewaffneter aus dem Südjemen in der Nähe der Stadt al-Dalea stoppte – einfach nur, weil wir aus dem Norden stammen. Erst als die Truppen der Emirate ihr offizielles Einverständnis gaben, ließ man uns weiterfahren. In Aden etwa ist ein Nebenkrieg um die Souveränität über die Stadt ausgebrochen. Ihn führen lokale Milizen mithilfe der »Befreier«, sprich: Saudi-Arabien und die Emirate. Die Kämpfer der südjemenitischen Separatistenbewegung kämpfen gegen die Truppen der Präsidentengarde, während die Luftwaffe der Vereinigten Arabischen Emirate den Internationalen Flughafen Aden bombardiert. So wurde mir bewusst, wie absolut symmetrisch und ähnlich sich Gegner sein können.

• • •

Im Grunde genommen gibt es nur Opfer in diesem Krieg, der nun in sein fünftes Jahr geht. Der Staat wurde ausgehöhlt und das Land zerteilt. Die Zahl der Toten beläuft sich auf mehrere Zehntausend. Trotzdem scheint der Krieg bei den meisten Intellektuellen im Land kaum moralische Fragen aufzuwerfen. Fast niemand scheint sich zu fragen, was dieser Krieg tatsächlich für uns alle bedeutet. Was es bedeutet, dass Flugzeuge anderer Länder Luftangriffe auf unsere Städte fliegen. Was es bedeutet, dass so viele Unschuldige ums Leben kommen.

Manchmal versuche ich mir das mangelnde Gewissen unserer Kulturelite als Folge des Terrors durch die Kriegsmächte zu erklären. Aber wenn ich länger darüber nachdenke, wird mir klar, dass diese Intellektuellen, Medienleute, Journalisten und Menschenrechtler als Trägermedien des Terrors fungieren, weil sie sich auf die eine oder die andere Seite geschlagen haben.

Einige davon waren sogar meine Freunde. In Friedenszeiten sprachen wir miteinander über unsere Träume – es waren die gleichen. Jetzt aber haben sie uns denunziert, ihre Generäle gegen uns aufgehetzt und sind mitunter selbst zu blutrünstigen Jagdhunden geworden. Sie schnüffeln den Spuren unserer Texte hinterher, verraten uns und erklären uns für vogelfrei.

Als Jagdhunde schlagen sie an, wann immer sich ein jemenitischer Intellektueller gegen den Krieg ausspricht, gegen die Ermordung Unschuldiger, durch egal welche Kriegspartei, gegen unsere Verelendung und Auszehrung, gegen die Hypotheken des Krieges für die nächsten Generationen.

So gab es zum Beispiel eine breite Hetzkampagne gegen diejenigen, die einen Friedensaufruf an alle Kriegsparteien unterzeichnet hatten. Sie wurden verfolgt und als Verräter verschrien. Die Zeitung »Al-Hawiya«^[15] veröffentlichte ihre Namen unter der Überschrift: »Die Neunte Kolonne – Agenten und Söldner der saudischen Aggression«. Auf die gleiche Weise diffamieren von den Huthi finanzierte Zeitungen^[16] alle Journalisten, die sich gegen den Krieg positionieren. Der Journalist Nabil Sabia^[17]